



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus neuen Büchern

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nicht ganz töricht und sinnlos, heut den Blick nach Osten zu wenden; vielleicht sind besonders Russen, Sinder und Ostasiaten in der Tat noch ein Reservoir unverbrauchter Kräfte. Und daß der Mensch schon heut, in einer vielleicht noch frühen Epoche seiner Gesamtgeschichte, am Ende sei, fällt schwer zu glauben. Gewisse Grenzen mögen ihm — schon in der anatomischen Struktur seines Hirns — gesteckt sein, — aber in diesen seinen Hirnwänden hat er bisher doch immer noch produktive Überraschungen hervorgezaubert.

So ist wohl auch für Kunst und Literatur noch nicht aller Tage Abend. Aber die Situation ist unzweifelhaft kritisch — und insofern rechtfertigt sie das Weisagungsbedürfnis. Vor längerer Zeit — wenn ich nicht irre, vor dem Kriege — wurde schon einmal bei Tagesberühmtheiten über die Zukunft der Literatur „umgefragt“. Schon damals lauteten manche Antworten pessimistisch. Aber schließlich ist die Literatur noch nicht am Ende, wenn die Weisheit der Literaten und das Angebot der großstädtischen Kunstmärkte am Ende ist. Das Wunderlichste ist eigentlich, daß die letzte, schon längst für sterbereif erklärte Mode des Expressionismus noch immer andauert. Aber es ist nichts Anderes, Besseres da! — Wenn es übrigens nur echter Expressionismus wäre! Im Expressionismus steckt abgesehen von seinem *πρωτον Τελεδος*, dem Überspringen der sinnlichen Erscheinung, unzweifelhaft ein guter Kern; aber in praxi kreuzt sich sein Wille zur metaphysischen Innerlichkeit leider mit dem zur knalligsten, plakathast grellen Außerlichkeit. Auch mit seiner billigen, ins Leere verpuffenden Dauereffekte ist es nicht getan. Das Ganze läuft auf eine bloß witzige Paradoxie hinaus: Die angeblich „revolutionärste“ Literatur ist in Wahrheit menschlich und künstlerisch reaktionär. Denn der wahre „Fortschritt“ in den Künsten liegt in der Richtung des Seelischen, Persönlichen, der Intimität und der Nuance. (Womit nicht überschätztes Ästhetentum gefordert und nicht die Pflege großer nationaler oder sozialer Allgemeingefühle verschlossen wird.) Vor allem geht eine vorwärts und aufwärts weisende Entwicklung vom Snobismus jeder Art weg zum Echten, Tiefmenschlichen. Rückläufige Teilbewegungen können sich mit jeder wahren Fortschrittsskurve vertragen: Kompliziertheit löst und erlöst sich oft in Naivetät, und Überspannung und Verwirrung des Barock mündet zumeist in einen neuen Klassizismus, wie man zum Beispiel in Frankreich die Wendung von Picasso zu Ingres bereits vollzogen hat. Aber letzten Endes entscheidet eben überhaupt kein — „ismus“, sondern Persönlichkeit, Genie und Tat.



Aus neuen Büchern

Bücher über Indien. Indien gibt den deutschen Gebildeten gegenwärtig eine Reihe von Problemen auf. Das Interesse an der indischen Kultur ist seit den Tagen Goethes und der Romantiker, mehr noch seit Schopenhauer in Deutschland ein entschiedenes gewesen, ohne daß es bis in die letzte Zeit hinreichende Nahrung aus zuverlässigen Darstellungen gefunden hätte. Das Aufkommen der neubuddhistischen und theosophischen Bewegung ist auch in Deutschland mit der Propaganda für ganz obsture und verzerrte „indische Weisheit“ verbunden ge-

wesen. Um so mehr müssen wir es begrüßen, wenn uns neuerdings einzelne Arbeiten geschenkt werden, aus denen wir gründliche, sachliche und daher leicht zugängliche Belehrung schöpfen können. Dabei ist zu bemerken, daß dem Deutschen die gegenwärtige politische und kulturelle Lage Indiens nicht weniger wichtig sein muß, als der Rückblick auf die großen vergangenen Kulturleistungen des indischen Geistes.

Mit der ersteren beschäftigen sich zwei Bücher, die der Verlag R. F. Koehler zugänglich gemacht hat. In einer trefflichen Übersetzung von Legationsrat Dr. W. D. von Gentig ist das Werk des englischen Sozialisten H. M. Hyndman, „Der Aufstieg des Morgenlandes“ (The Awakening of Asia) in diesem Jahre erschienen. Allerdings greift die Darstellung weit über die indischen Verhältnisse hinaus und beleuchtet das asiatische Problem im allgemeinen. Sie ist das Zeugnis jenes historisch geschulten und dabei auf gegenwärtige politische Notwendigkeiten scharf eingestellten nationalen Selbstbewußtseins, um das wir die Engländer beneiden können. Der Verfasser ist überzeugter Sozialist, seine Ausführungen werden also auch von Anhängern des demokratischen Gedankens in Deutschland vertrauensvoll gehört werden. Andererseits aber steht ihm die Großmacht Englands über alle innerpolitischen Wünsche hinaus als unverrückbares Ziel vor Augen. Das hindert ihn nicht an einer sachlichen, ungemein scharfen Kritik der europäischen Politik und Kulturpropaganda in Indien und Ostasien. Insbesondere wird die englische Kolonialpolitik in Indien seit ihren Anfängen bis auf die Gegenwart eingehend und ohne Beschönigungen beurteilt. Zu Eingang seines Buches faßt der Verfasser die Geschichte der älteren Beziehungen zwischen Asien und Europa kurz zusammen, von Interesse sind hier die Darstellungen des Eindringens der Portugiesen in Indien und der älteren christlichen Mission in China und Japan, in deren Verfehlungen mit Recht einer der Hauptgründe für die Entfremdung zwischen Ostasien und Europa aufgezeigt wird. Daran schließen sich in mehreren Kapiteln eindringende Analysen der modernen chinesischen und japanischen Entwicklung. Es gibt wohl kaum ein deutsches Buch, das diese Fragen so sachlich und gedrängt bis in die neueste Zeit hinein behandelte. Die rückhaltlose Offenheit, mit der der Verfasser über die englische Opiumpolitik in China und über die Misere der britisch-indischen Finanzen berichtet, gibt seinen Darstellungen einen besonderen Wert. Auch in ihnen tritt die große Verachtung des Engländer zutage, scharfe Kritik an seiner Regierung mit unbedingter Loyalität zu verbinden. Die Schlüsse, die der Verfasser zieht, sind die folgenden: die moderne Entwicklung in Asien wird dazu führen — und die europäischen Mächte, in erster Linie England, werden sich darauf einzustellen haben —, daß die Doktrin „Asien den Asiaten“ in den drei großen Reichen mehr und mehr anerkannt wird. Die Zeiten der Dominionpolitik, der gewaltsamen Aufdrängung europäischer Wirtschaft, der Entrechtung der Asiaten in den von Europäern beherrschten Gebieten gehen zu Ende. Im übrigen hütet sich der Verfasser, die weitere Entwicklung voranzusagen. Auch wir Deutschen haben alle Veranlassung, nicht zu früh aus unbestimmten Anzeichen auf den beginnenden Zerfall des britischen Kolonialreiches zu schließen. Die Solidität dieses Reiches wird im Gegenteil neu gesichert sein, wenn eine Verständigung zwischen England und den Vereinigten Staaten in wirtschaftlichen und militärtechnischen Fragen durchgeführt sein wird. Daß der Völkerbundgedanke, falls überhaupt noch jemand an ihn glaubt, für Asien keinen Belang hat, steht außer Frage. In Anbetracht dessen, daß diese Fragen gegenwärtig unter den weltpolitischen Problemen an erster Stelle stehen, kann die eingehende Beschäftigung mit Hyndmans nüchternen und soliden Ausführungen jedem deutschen Leser warm empfohlen werden.

Es ist interessant, das Buch des Engländer mit dem des Deutschen J. A. Sauter „Mein Indien. Erinnerungen aus 15 glücklichen Jahren“ (im gleichen Verlag) zu vergleichen. Sauter zeigt in einer Reihe von reizvollen Einzelschilderungen Indien von innen her, er ist rein menschlich von der Einfachheit und Farbigkeit des modernen indischen Lebens erfüllt, ohne politische Einstellung und

ohne Bestreben, das große Problem Europa-Asien ins Auge zu fassen. Er ist vielmehr ganz und gar, mit der eigentümlichen Fähigkeit des Deutschen, in Indien aufgegangen. Diese seine Versenkung aber verschafft uns Einblicke in indische Verhältnisse von einem intimen Reiz, wie sie kaum ein anderer Besucher Indiens uns vermittelt hat. Wir haben hier ein wertvolles Gegenstück zu Kipling, dessen Britentum charakteristisch von der Innerlichkeit unseres schwäbischen Landsmannes verschieden ist. In einer Reihe von schlicht erzählten Erlebnissen sehen wir indische Landschaften und Menschen, unter denen sich der Verfasser als einer der ihren bewegte, indische Fürstenhäuser und Einsiedeleien, Freudenfeste und Totenfeste an uns vorüberziehen. Die Trennung von seiner zweiten Heimat, zu der der Verfasser durch den Krieg gezwungen wurde, bedeutet ihm einen schmerzlichen Wendepunkt seines Lebens.

Wer vom modernen Indien zu der großen kulturellen Vergangenheit des Landes zurückblickt, dem bietet sich neuerdings eine vortreffliche Darstellung des indischen Geistes an einem seiner Höhepunkte. Der Breslauer Indologe A. Hiltebrandt hat soeben eine Arbeit über Kalidasa, den größten indischen Dichter, der sich nicht nur an den Forscher, sondern an alle Gebildeten wendet, veröffentlicht (Verlag von M. & H. Marcus, Breslau 1921). Seit der ersten Begeisterung, mit der Kalidasas Drama *Sakuntala* und sein *Wolkenbote* in Europa begrüßt wurden — man denke an Herders und Goethes Äußerungen — war es bisher zu einer zusammenfassenden Würdigung des Dichters nicht gekommen. Der Verfasser zieht nun die Summe aus der umfassenden literarwissenschaftlichen Arbeit, die seither dem Leben des Dichters und seinen auf uns gelangten Werken gewidmet worden ist. Er stellt zusammen, was wir über das Leben des Dichters ermitteln können und reiht diesen dann in den geschichtlichen Zusammenhang seiner Zeit ein. Dann folgt eine eingehende Charakteristik der einzelnen Werke. An erster Stelle stehen die vier Versepen, der *Wolkenbote*, in dem ein Verbannter der Wolke Grüße an seine zurückgebliebene Gattin aufträgt und ihr nun in wundervoll zarter und reicher Schilderung ihren Weg durch die indischen Landschaften vorzeichnet, — die Geburt des Kriegsgottes, dann das große Epos vom Stamm der Raghuz, endlich das Gedicht vom Kreis der Jahreszeiten, das unlängst in einer guten deutschen Ausgabe in der Inselbücherei erschienen und somit jedem Leser unvergängliches ist, der für die unvergleichliche Kunst der indischen Dichtung, den Gang des Jahres mit dem menschlichen Leben in Beziehung zu setzen, Interesse hat. Von den Epen wendet sich der Verfasser zu den Werken, die Kalidasas Ruhm eigentlich begründet haben, den Dramen, insbesondere der *Sakuntala* und der *Urvashi*. An die Darstellung der Werke schließen sich eine Reihe von Einzelabhandlungen über Kalidasas Quellen, über seine Stellung in der Kunstdichtung, dann über einzelne literarische Motive (z. B. humoristische Einschläge, Naturempfindung), endlich über Kalidasas religiöse Stellung, soweit sie sich aus seinen Werken ermitteln läßt. Als Beleg für die letztere dienen zwei Gebete, die aus den Versepen entnommen sind, und die einen wertvollen Beitrag zu den Zusammenstellungen neuerer Forscher über das Gebet in der allgemeinen Religionsgeschichte geben. Das Buch ist in allen Einzelheiten aus gelehrter Forschung hervorgegangen und führt diese weiter, dennoch hat der Verfasser es verstanden, alle wissenschaftlichen Bemerkungen in einem Anhang zusammenzufassen und dadurch die Darstellung selber so flüssig und lebendig zu gestalten, daß sie auch solchen Lesern, die den indischen Dingen ferner stehen, leicht eingängig ist. Da alles, was der Verfasser bringt, aus der Überschau über die gesamten Tatsachen hervorgegangen ist, so ist der Leser nicht, wie bei vielen Büchern über den Orient, der Beeinflussung durch einseitige Meinungen oder falsche Modernität ausgesetzt. Die zeitlich gebundenen und überzeitlich wertvollen Elemente in Kalidasas Dichtung treten dafür um so schärfer auseinander.

Dasselbe allgemeine Urteil gilt von einer neuen Übersetzungsarbeit desselben Verfassers: *Brahmanas und Upanishaden, Gedanken altindischer Philosophen*. (Die Religion des alten Indien, Bd. I, Eugen Diederichs Verlag, Jena 1921.)

Hier werden wir von der Blüte und der reichen Entfaltung des indischen Geistes, wie sie in Kalidasas Genius hervortritt, in die Anfänge des indischen Denkens zurückgeführt, wie es sich langsam aus priesterlicher Spekulation über das Opfer und den Sinn der heiligen Handlungen, in der Beschäftigung mit den Fragen nach dem Wesen der Welt und des Menschen, zur Selbständigkeit durchringt. Die indische Literatur hat deswegen eine unvergleichliche Bedeutung, weil sie die Entwicklung des menschlichen Geistes von den Anfängen, in denen er ganz naturgebunden ist, bis zu den Höhen freier philosophischer und poetischer Gestaltung in einer nahezu lückenlosen Folge von Dokumenten darstellt, während bei allen anderen Kulturvölkern die Überlieferung einseitig, verstümmelt und lückenhaft ist. In der vorliegenden Sammlung von Übersetzungen aus den mit dem Veda verbundenen ritualistischen und philosophischen Erörterungen tritt die allmähliche Absonderung und Klärung der letzteren auch aufs deutlichste hervor. Dadurch, daß man die Gedanken dieser frühen Philosophen in allzu große Nähe zur abendländischen Philosophie gerückt hat, ist ihre Eigenart vielfach verdunkelt worden. Erst durch neuere Abhandlungen ist die wirkliche geschichtliche Stellung derselben klargestellt worden. Als selbständige und außerordentlich aufschlußreiche Ergänzung zu diesen seien die Übersetzungen einem jeden, der über die Anfänge philosophischen Denkens Aufschluß sucht, angelegentlichst empfohlen. Die Hauptprobleme, an deren Hand eine Orientierung in den zunächst fremdartigen Texten möglich ist, sind in der Einleitung, zusammen mit einer kurzen Beschreibung des kulturellen Hintergrundes, zusammengefaßt. Über einige weitere Neuererscheinungen, die dem Eindringen in die indische Kultur dienen können, wird demnächst an dieser Stelle berichtet werden.

Hans Heinrich Schaefer

Generalmajor a. D. Artur Baumgarten-Crusius: Deutsche Heerführung im Marnefeldzug 1914. Beiträge zur Beurteilung der Schuldfrage. Mit 12 Kartenskizzen im Text. Verlag von August Scherl G. m. b. H. 1921. (Preis geh. M. 20,—, in Hbbl. M. 26,—).

„Nehmt alles nur in allem. Wir sind letzten Endes nur der Willensschwäche erlegen“, der Willensschwäche in der Politik vor und während des Krieges, der Willensschwäche, die „nach Kriegsbeginn bei der Kriegsführung zu Lande wie zur See zum Versagen“ führte. So lautet das Schlussurteil des Verfassers über die Schuld an dem für uns so unglücklichen Auswirken unseres Rückzuges aus der Marneeschlacht.

Dieser Schluß mutet fast versöhnlich an, nachdem man beim Durchlesen des Buches immerfort von Schuld, von Versagen, von Fehlern und Unterlassungen der Obersten Heeresleitung, mancher Armeeführer und kommandierenden Generale gelesen hat.

Verfasser gibt zunächst einen kurzen Überblick über Kriegsplan und Kriegsvorbereitung. Er erwähnt die bekannte Ablehnung der Forderungen des Generalstabes durch Kriegsministerium und Reichstag und die mangelhafte wirtschaftliche Kriegsvorbereitung. Neu für manchen ist wohl die Erwähnung des zweiten Schlieffenschen Feldzugsentwurfes, falls Frankreich sich zunächst zurückhielte. Verfasser glaubt, seine Befolgung hätte uns vor dem Odium der Kriegserklärung an Frankreich bewahrt. Ob wir dann aber nicht die besten Trümmer aus der Hand gegeben hätten? Über das „stark befestigte rechte Oberrheinufer“ kann man verschiedener Ansicht sein. Es hätte die Grundvorbereitung für den zweiten Entwurf gebildet, war aber aus fiskalischen Gründen ein Torso geblieben mit allen Fehlern eines solchen. Die Stärkeangaben der beiderseitigen Heere bei Kriegsausbruch sind sehr dankenswert, doch sind die Angaben über die deutsche schwere Artillerie ungenau. Es folgt die Schilderung der kriegerischen Vorgänge beim Westheere im August, die im allgemeinen bekannt sein dürften. Von Interesse sind die daran angeknüpften kritischen Bemerkungen, auf die hier nur verwiesen werden soll. Sie bestätigen das, was ich in Heft 37/38 dieser Zeitschrift bereits ausführte: Verlassen des Schlieffenschen Grundgedankens, mit möglichst starkem rechten Flügel das französische Nordheer zu umfassen, den linken nur so stark zu halten,

daß er starke feindliche Kräfte festhalten kann. Statt dessen Festrennen des zu starken und daher zu angriffsfreundigen linken Flügels (6. und 7. Armee) vor dem feindlichen Festungsgürtel, Schwächung des schon zu schwachen rechten Flügels durch vorzeitiges Entsenden zweier Armeekorps nach dem Osten, zu später Entschluß, Reserven hinter den rechten Flügel zu entsenden. Dazu kommt zu weites Abbleiben des Gr. H. Qu., verbunden mit der unseligen Politik der halben Maßregeln, d. h. statt 1. bis 3. Armee zum einheitlichen Handeln in eine Heeresgruppe zusammenzufassen, wiederholtes Unterstellen der 1. unter die 2. Armee und Verweisen der A. D. R. 2 und 3 auf gegenseitige Vereinbarungen, die bei den schlechten Verbindungsmöglichkeiten und dem geringen gegenseitigen Einvernehmen der beiden Armeeführer nur selten und dann noch unvollkommen zustande kamen. Jedenfalls konnte der Führer der 2. Armee sich nicht von dem immerhin beschränkten Gesichtskreise seines Armeebereiches und der Aufgabe seiner Armee lösen. Er war daher stets bestrebt, die beiden Nachbararmeen seinem Interesse dienstbar zu machen, wobei er das Interesse des Gesamtheeres, das er allerdings nicht übersehen konnte, nicht genügend wahrte. Ähnlich lagen die Verhältnisse bei der 4. und 5. und bei der 6. und 7. Armee. Die D. H. L. ließ die Flügel am Boden schleifen und fand auch während der ganzen Marneschlacht und während des Rückzuges nicht die Kraft, sie zur rechten Zeit aufzunehmen und anzuziehen. Dies ist ihre große tragische Schuld, die nur durch den Charakter der damals in ihr führenden Männer erklärt werden kann. Dazu kam, daß Moltke, dem energisches Zugreifen an sich schon fern lag, damals schon ein todkrankes Mann war, der Einwirkungen von außen leichter zugänglich war, als sich dies für den obersten Lenker der Heeresgeschichte paßt. Der Verfasser schreibt dem Führer der 2. Armee, v. Bülow, überragenden Einfluß auf Moltke zu und hält diesen Einfluß für unheilvoll. Durch seine überschwenglichen Meldungen von „entscheidenden“ Siegen und von dem „fluchtähnlichen Rückzuge“ der Franzosen habe er beim Vormarsche im Gr. H. Qu. die Ansicht erweckt, als sei die Entscheidung im Westen schon gefallen, und als könnten unbedenklich 2 Armeekorps vom rechten Flügel weggenommen und nach dem Osten geschickt werden. Umgekehrt habe Bülow während der eigentlichen Marneschlacht und während des Rückzuges die Lage dauernd zu schwarz angesehen: Seine Armee wäre „zur Schlacke ausgebrannt“, die 1. Armee in größter Gefahr, abgedrängt und vernichtet zu werden. Jedenfalls hat der Abgesandte der D. H. L., Oberstleutnant Heintsch, diese Ansicht im Hauptquartier der 2. Armee gewonnen und durch sie, die verstärkt wurde durch Eindrücke, die er hinter dem linken Flügel der 1. Armee, der sich gerade in einer Krisis befand, empfing, kam dann der Rückzugsbefehl zustande, dem die 1. Armee, wenn auch heftig widerstrebend, nachkam. Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser kurzen Besprechung auf diese Vorkommnisse näher einzugehen. Ein unleugbares Verdienst des Verfassers liegt zweifellos in der altentwässerten Darstellung der vielumstrittenen Tätigkeit des Oberstleutnants Heintsch. Da dieser leider nicht mehr unter uns weilt, kann er zur Aufklärung nicht mehr beitragen. Der von ihm 1917 erstattete Bericht an die D. H. L., der hier im Wortlaut mitgeteilt wird, ergibt aber zweifellos, daß er jedenfalls nicht bewußt seine Befugnisse überschritten hat, daß aber diese Befugnisse, wie manche damaligen Anordnungen der D. H. L., nur ungenau umgrenzt waren. Nur kurze, allgemeine, mündliche, keine schriftliche Anweisung, wie weit er in seinen Befugnissen gehen dürfe. Dabei handelte es sich um das Schicksal des ganzen Feldzuges, das doch nur der oberste Feldherr, nicht ein jüngerer Abgesandter beeinflussen durfte! Doch wurde diese Bedeutung der Marneschlacht damals im Gr. H. Qu. wohl noch nicht voll erkannt.

Eingehend ist der Rückzug der fünf Armeen dargestellt, von der Marne bis in die Linie, in der sie Mitte September 1914 im Stellungskrieg erstarrte. Wenn schon bisher an dem Verhalten des Führers der 2. Armee schonungslose Kritik geübt wurde, so wird dieses in gleicher Weise bei der Schilderung des Rückzuges fortgesetzt. Ich bin der Ansicht, daß der Verfasser in der Kritik des verdienstvollen Armeeführers zu weit geht, daß er insbesondere da, wo die 3. Armee von den

Anordnungen des Führers der 2. Armee betroffen wird, nicht mehr die Objektivität zeigt, die der Geschichtsforscher haben muß. Das Verhalten der 3. Armee, der er m. W. damals angehörte, und ihres Führers erscheint ihm tadelstfrei, während er an dem der beiden Nachbararmeen zum Teil vernichtende Kritik übt. Ich kann ihm darin nicht völlig beistimmen. Wenn er der 2. und 3. Armee zu geringes Entgegenkommen, geradezu unkameradschaftliches Verhalten vorwirft, so kann man vom A. D. R. 3 sagen, daß es den Hilferufen der beiden Nachbararmeen zu bereitwillig nachkam, in einem Maße, das für den Verlauf der Gesamtoperationen nicht immer vorteilhaft war. Zweimal, bei den Kämpfen um den Maasübergang und während der Marne Schlacht zerfiel die 3. Armee in zwei nicht mehr zusammenhängende Teile. Das A. D. R. 3 schaltete sich in der Marne Schlacht hierdurch selbst vollständig aus. Der mehrfach dem Führer der 2. Armee gemachte Vorwurf, daß er bei Erteilung des Rückzugsbefehles an die rechte Hälfte der 3. Armee in die Befehlsmacht des A. D. R. 3 eingegriffen habe, ist daher nicht ganz berechtigt. Die rechte Hälfte der 3. Armee focht eben tatsächlich im Verbande der 2., wie die linke Hälfte in dem der 4. Armee focht. Eigene Schlachtenziele hatte die 3. Armee als solche nicht. Ihr damals schwer kranker Führer hatte sich der einheitlichen Führung seiner Armee selbst begeben. Ich bin der Ansicht, daß Vorwürfe, wie sie auf S. 111 und in noch höherem Maße auf S. 181 gegen die 4. Armee und deren tapferen Führer, wie insbesondere auch gegen das wackere VIII. A. R. erhoben werden, die Grenzen einer objektiven Kritik überschreiten. Es mag dies ja die subjektive Ansicht des Verfassers sein; daß er sie in dieser Weise vor aller Öffentlichkeit ausspricht, halte ich für bedauerlich. Leider fehlt immer noch eine Darstellung der Operationen von dem Gesichtswinkel des A. D. R. 4 aus, die erst eine begründete sachliche Kritik seines Verhaltens ermöglichen würde.

Im übrigen handelt es sich bei diesem Buche um eine sehr verdienstvolle Arbeit, die zwar nicht selbst Geschichtsschreibung ist — dafür ist ja auch der Abschreiber wichtiges Quellenmaterial an die Hand gibt.

Die im Buche enthaltenen sehr deutlichen Textskizzen wären wohl besser durch eine besondere Karte ersetzt worden, die man beim Lesen neben sich ausbreiten kann.

Freiburg i. B., Mitte April 1921.

Heinrich Servaes, Oberst a. D.



Weltspiegel

Bündnisse und Kombinationen. Während die am Ende des Krieges in ungeahnter Selbständigkeit dastehenden Kleinstaaten Südost- und Osteuropas nichts Eiligeres zu tun gehabt haben, als ihr etwas fadenscheiniges Dasein in Bündnissen zu verankern, stehen die Großmächte noch immer wie verlegen und zögernd da. Der große Verband aller gegen die Mittelmächte ist durch den Sieg gegenstandslos geworden; unter allen Siegern hat es heftige Auseinandersetzungen gegeben, die nur darum nicht zu Konflikten geführt haben, weil jeder hinreichend mit sich selbst beschäftigt war und genug zu tun hatte, die durch den Raubbau der Kriegführung entstandene Erschütterung wieder auszugleichen. Nun aber, da die innere Lage abgesehen von England, wo aber innere Konflikte nie zu außenpolitischen Katastrophen führen werden, überall mehr oder minder notdürftig konsolidiert ist (am besten wohl in den Vereinigten Staaten), steht